Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 302. Freitag den 15. Juni 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. Juni.

Ueber die im **Reichstagswahlkreise Pinneberg-Elmshorn** erfolgte Ersatzwahl für den Grafen Moltke, dessen Wahl vom Reichstage für ungiltig erklärt worden war, liegt jetzt, wie es scheint, das vollständige Ergebniß vor. Der viele ländliche Bezirke, aber auch eine zahlreiche Industriebevölkerung in sich schließende Wahlkreis hat eine sehr wechselnde Vertretung erlebt. Nationalliberale oder sonst gemäßigt Liberale stehen sich mit Fortschrittsmännern ab. Im Jahre 1890 drang zum ersten Mal ein Socialdemokrat durch. Im Jahre 1893 erhielt im ersten Wahlgang der zur Reichspartei gehörige Graf Moltke 6326, ein Candidat der freisinnigen Vereinigung (Hänel) 6223, ein Socialdemokrat 13 697, ein Antisemit 718 Stimmen. In der Stichwahl wurde Graf Moltke mit 15 277 gegen 13 731 socialdemokratische Stimmen gewählt. Vorgestern erhielt der socialdemokratische Candidat, Cigarrenarbeiter von Elm, 12 267, der nationalliberale Fabrikant Mohr 6091, der volksparteiliche Rector Kopsch 5052, der auch vom Bund der Landwirthe unterstützte Antisemit, Porzellanmaler Raab, 2401 Stimmen. Den 12 267 socialdemokratischen Stimmen stehen sonach 13 544 nichtsocialistische gegenüber und es findet Stichwahl zwischen Elm und Mohr statt. Es hatte eine Wahlagitation von einem Umfang und einer Erregung stattgefunden, wie sie selbst in unserer an heftige Wahlkämpfe gewöhnten Zeit selten ist. Auffallend ist auch hier wieder der bedeutende Rückgang der freisinnigen Stimmen. In den Blättern dieser Partei konnte man noch bis in die letzten Tage die Versicherung lesen, Herr Kopsch werde ohne Zweifel mit dem Socialdemokraten in die Stichwahl kommen und dann durch Unterstützung der andern Parteien wahrscheinlich durchdringen. In Wahrheit ist seit dem vorigen Jahre die freisinnige Stimmenzahl von 6213 auf 5052 zurückgegangen. Auch die Socialdemokraten sind gegen den ersten Wahlgang des Vorjahrs um über 800 Stimmen zurückgegangen. Die Anstrengungen der Antisemiten sind nur von geringem Erfolg gewesen. Man darf annehmen, daß die Socialdemokraten, die bereits die unglaublichsten Anstrengungen gemacht haben, in der Stichwahl nicht mehr viel hinzugewinnen werden; bei der vorjährigen Stichwahl wuchs ihre Stimmenzahl auch nur ganz unerheblich. Die Aussichten für Herrn Mohr stehen sonach nicht ganz schlecht, wenn die Antisemiten, Bauernbündler und Freisinnigen jetzt den Hader vergessen und einmüthig gegen den Socialdemokraten zusammenstehen. Bei der vorjährigen Wahl war dies gelungen und die Folge war der Sieg des Grafen Moltke. Namentlich hatten damals auch die Freisinnigen vollauf ihre bürgerliche Pflicht gethan. Wir wollen hoffen, daß jetzt gegenüber dem 46. Socialdemokraten im Reichstage die bürgerlichen Parteien einmal fest zusammenhalten. Wir begegnen denn auch bereits in freisinnigen Blättern der Aufforderung, ihre Gesinnungsgenossen in jenem Wahlkreise möchten jetzt für den bürgerlichen Candidaten stimmen. Wenn die Gegner der Socialdemokraten nicht wenigstens in den Stichwahlen zusammenhalten, dann ist in allen Wahlkreisen, wo die Socialdemokraten überhaupt Boden haben, fernere Gegenwehr ganz unnütz. Daran muß man namentlich in einer Zeit erinnern, wo der Kampf der Umsturzpartei gegen die bürgerliche Gesellschaft eine immer gefährlichere und unheimlichere Gestalt annimmt.

Ueber die Stellung Deutschlands zu dem Abkommen zwischen **England** und dem **Congostaate** liegen heute zwei ebenso interessante, wie erfreuliche Auslassungen vor. Die eine, die sich in der „Kreuzzeitung" findet, lautet folgendermaßen:

„Von einem gelegentlichen Correspondenten wird uns aus London berichtet, daß dort im Publicum wie in den leitenden Kreisen die feste Meinung verbreitet sei, daß Deutschlands Ansprüche und Proteste nicht ernst zu nehmen seien. Man könne mit voller Sicherheit darauf rechnen, daß der deutsche Kaiser nie die Hand reichen werde, wo es sich um eine Schädigung englischer Interessen handle. Man ist so naiv, dabei auf die Royal Dragoons, auf Cowes und Spithead zu verweisen, und meint damit die obige These bewiesen zu haben. Gegenüber dieser geradezu lächerlichen englischen Verblendung können wir darauf hinweisen, daß gerade Se. Majestät der Kaiser — wie selbstverständlich ist — mit größtem Nachdruck die deutschen Interessen in der Samoa- wie in der Congo-Vertrags-Frage betont, und wenn wir nicht sehr irren, dürfte der englische Botschafter davon zu erzählen wissen".

Der anderen begegnen wir im „Hamb. Corr.", dem von einem anscheinend officiösen Berichterstatter geschrieben wird:

„Jedenfalls wird man in London noch Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, daß die Frage des englisch-belgischen Vertrages nicht mit einigen freundlichen Redensarten gelöst werden kann. Daß die deutschen Interessen nicht identisch sind mit denjenigen Frankreichs und der Türkei, ist zweifellos; aber in der Auffassung, daß die Congoacte nicht ohne Zustimmung der an ihr interessirten Mächte einseitig abgeändert werden könne, begegnen sich die Gegner des Vertrages vom 12. Mai. Mit dem „teile und herrsche" wird also England nichts ausrichten."

Uebrigens haben auch die „Times" in der letzten Zeit eingesehen, daß es nicht wohlgethan ist, die in Deutschland herrschenden Ansichten und Stimmungen einfach zu ignoriren. Das Cityblatt giebt seinem Berliner Correspondenten das Wort zu einer im Ganzen zutreffenden Darstellung der in Deutschland bestehenden Auffassung des Abkommens; am Schlusse dieser Darstellung heißt es:

„Der Kaiser und der Kanzler, obgleich sie ernstlich wünschen, in der gegen England freundlichen Politik zu beharren, die den neuen Curs auszeichnet, ohne daß sie seine Popularität erhöht hat, sind, wie ich weiß, fest entschlossen, daß in dieser Angelegenheit Deutschlands Stimme gehört und seine Interessen geachtet werden sollen. Man sollte nicht vergessen, daß es viel leichter ist, in Deutschland mit dem antienglischen Strom zu schwimmen, als sich ihm zu widersetzen. Was den Congostaat betrifft, so giebt es offenbar Mittel, durch welche Deutschland sein Mißvergnügen einem Staate zeigen kann, dessen Existenz thatsächlich von der Anerkennung seiner Neutralität abhängt. Und auch in der Rüstung Englands fehlt es nicht an schwachen Puncten, wo, wie man hier glaubt, der Verlust von Deutschlands moralischer Unterstützung sich sehr rasch empfindlich fühlbar machen würde."

Diese Darlegung hat auf die „Times" sichtlichen Eindruck gemacht, der dem Blatte sogar das Zugeständniß abnöthigt, daß Lord Kimberley, der Colonialminister, ungeschickt verfahren sein möge. Aber dann folgen wieder Beschönigungen und Ausflüchte, aus denen man schließen muß, daß die bisher in Deutschland geführte Sprache doch noch lange nicht deutlich genug gewesen ist. Dem läßt sich leicht abhelfen. Die deutsche Presse wird wissen, was sie zu thun hat. Und auch die deutsche Diplomatie scheint sich trotz der gegen England freundlichen Politik, die den neuen Curs auszeichnet, ohne seine Popularität zu erhöhen, allmählich wieder an Bismarck'sches Deutsch zu gewöhnen.

Die aus Anlaß der **marokkanischen** Ereignisse stattgehabte Entsendung eines französischen Geschwaders in die algerischen Gewässer, also in die nächste Nachbarschaft des von inneren Verwickelungen bedrohten Landes, dürfte nach Lage der Dinge vielleicht nicht als eine lediglich platonisch gemeinte Kundgebung aufzufassen sein. Man wird vielmehr, wie ein die Ansichten amtlicher Kreise anscheinend wiederspiegelnder Artikel der „B. P. N." ausführt, daran erinnern dürfen, daß Frankreich schon seit geraumer Zeit darnach strebt, in Marokko Gebietserwerbungen zu machen, die ihm zur besseren Sicherung seines algerischen Besitzes unumgänglich nöthig dünken. Als vor etlichen Monaten die französischen Truppen in Timbuktu einrückten, wurden in Pariser Blättern Stimmen laut, welche diesen Erfolg als den Anfang der Aufrollung des marokkanischen Problems charakterisirten. Sie hatten dabei den Krieg gegen die Tuaregs im Auge, welcher Wüstenstamm allerdings nach übereinstimmendem Gutachten aller algerischen Militairs nicht eher gedändigt werden kann, ehe ihm nicht die Möglichkeit beliebigen Rückzuges auf marokkanisches Gebiet abgeschnitten ist. Die natürlichen Rückzugslinien der Tuaregs gegen Norden, also gegen Marokko, bezw. die Straßen, auf denen sie sich mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versehen, gehen aber über die Oasen von In-Salah, Tuat, Rhat und Rhadames. Timbuktu ist, wie gesagt, jetzt französisch. Die Besetzung In-Salahs ist nur noch eine Frage kurz bemessener Zeit. Bleiben noch die anderen Oasen, bezüglich deren Marokko das Oberhoheitsrecht in Anspruch nimmt. Die Tuatfrage, unter welcher Bezeichnung die französischen Politiker das Ensemble aller algerisch-marokkanischen Grenzstreitigkeiten verstehen, datirt aber erst vom Jahre 1861. Bis dahin hatte Marokko keinerlei Ansprüche auf Tuat, Tidikelt oder eine andere Wüstenoase geltend gemacht, wohl aber hatten die Bewohner genannter Oasen schon 1857 um französisches Protectorat nachgesucht. Damals schenkte man diesem Ersuchen aber kein Gehör, weil Frankreich nicht das Protectorat, sondern kurzer Hand die Annexion jener Puncte anstrebte. Als 1861 eine Art militairischer Expedition gegen Tuat und Tidikelt ausrückte, wandten sich die Bewohner jener Oasen mit dem Gesuch um Schutz an Marokko, und es scheint, als ob das marokkanische Protectorat von einem der späteren algerischen General-Gouverneure quasi officiell anerkannt worden sei. Wie dem auch sei, heute bestreiten die französischen Politiker aufs Entschiedenste, daß Marokko jemals praktisch sein Protectorat über jene Oasen ausgeübt habe. Diese Oasen würden nur von den Tuaregs gelegentlich nach dem Rechte des Stärkeren ausgeplündert. Jetzt sei der Moment gekommen, um diesem Zustande ein Ende und Frankreich zum Herrn der dortigen Situation zu machen. Wenn das seitens der französischen Politik ernst gemeint ist, so wird sie kaum Widerstand zu besorgen brauchen, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand vorhanden ist, der den Franzosen entgegentreten könnte. Diese haben durch den Bau einer Eisenbahn bis Ain-Sefra die Sache strategisch schon zu ihren Gunsten entschieden. Es bedarf nur noch des Ausbaues der verhältnißmäßig kurzen Strecke bis Igli, und die Tuat-Oase ist von der Verbindung mit Marokko völlig abgeschnitten, der französischen Machtsphäre verfallen. Es leidet keinen Zweifel, daß dieser Bau ehebaldigst in Angriff genommen werden wird. Damit wäre denn die Marokkofrage für Frankreich, soweit Tuat in Betracht käme, erledigt.

Wie man vermuthen konnte, hat die **italienische** Ministerkrisis damit geendet, daß das Cabinet Crispi in der frühern Gestalt der Kammer sich wieder vorstellte, nachdem eine Neubildung nach vielen Versuchen, durch sie breiteren Boden in der Kammer zu gewinnen, gescheitert ist. Eine Aenderung ist nur insofern eingetreten, als Sonnino, der bis jetzt die beiden Portefeuilles des Schatzes und der Finanzen verwaltete, letzteres an den bisherigen Ackerbauminister Boselli abgetreten hat, während das Ackerbauministerium mit dem Deputirten von Toscana, Barazzuoli, neu besetzt worden ist. Gestern hat sich das Ministerium dem Senat und der Deputirtenkammer vorgestellt, wobei Crispi von dem Ende der Krisis Mittheilung machte und einige Aenderungen des Finanzprogramms erörterte. Letztere sind durchaus nicht unbedeutend, denn sie involviren mit Einschluß der Preisgebung von zwei Zehnteln der Grundsteuer und dem Verzicht auf die Erhöhung der Einkommensteuer einen Ausfall von nicht weniger als 23 Millionen Lire, und um diesen Ausfall zu decken, hat sich das Ministerium entschlossen, abgesehen von der viel erörterten Vornahme einer Reform der Alkoholgesetze eine Commission von Generalen zur Einführung von Ersparnissen im Ressort des Kriegsministers einzusetzen, zu denen der Finanzminister, der bereits 45 Millionen Ersparnisse für das Finanzjahr 1894/95 versprochen hat, noch weitere 20 Millionen für 1895/96 gesellen wird. So weit aber auch die Regierung den Wünschen der Kammer entgegengekommen ist, die pièce de résistance des Sonnino'schen Finanzprogramms, die Couponsteuererhöhung, die so viel böses Blut gemacht, ist völlig unangetastet aus der Krise hervorgegangen, und damit war die Möglichkeit des Verbleibens Sonnino's als Schatzminister im Cabinet gegeben. Der Empfang des Ministeriums seitens der Kammer war ein freundlicher, ja sympathischer, und der Verzicht auf die Grundsteuer, der die große und einflußreiche Gruppe der Agrarier der Regierung zuführt, sowie die in Aussicht gestellten Ersparnisse, namentlich die im Ressort des Kriegsministeriums, wurden mit lebhaftem Beifall und Bravorufen begrüßt. Crispi verfehlte nicht zu betonen, daß es das unerschütterliche Vertrauen des Königs sei, das ihn wieder an diese Stelle geführt, nachdem das Cabinet aus Feingefühl demissionirt habe, um der Krone vollste Freiheit zu lassen. Das Cabinet habe zwar am 4. Juni nur über eine geringe Majorität verfügt, aber nach reiflicher Prüfung sei die Krone zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Abstimmung eine für das Ministerium günstige gewesen sei, denn die Majorität der Kammer bilde ein homogenes Ganze, während die Minorität sich aus nicht übereinstimmenden Fractionen zusammensetze. Es ist kein Zweifel, daß diese Vertrauenskundgebung der Krone eine erhebliche Festigung der Position Crispi's bedeutet, und es ist zu hoffen, daß auch die Kammer dem Rechnung tragen wird, zumal, da sie aus den Schwierigkeiten, die sich der Lösung der Krise entgegenstellten, die Lehre ziehen muß, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen zwar leicht ist, ein Ministerium zu Fall zu bringen, aber fast unmöglich, Männer zu finden, die diesen Verhältnissen gewachsen sind und den Muth haben, die Schäden selbst auf Kosten ihrer Volksthümlichkeit auszurotten. Besonders in diesem Augenblick, der wegen der ernsten Gestaltung der afrikanischen Angelegenheiten den ersten Staatsmann der Nation am Ruder erheischt, ist Crispi unersetzlicher und unentbehrlicher denn je, und das wird ihm die Kammer, vielleicht mit Ausnahme der äußersten Linken unter Imbriani und Cavalotti, die aber den Ausschlag kaum mehr geben wird, voraussichtlich bezeugen, indem sie der revidirten Sonnino'schen Finanzreform nunmehr ihre Zustimmung ertheilt.

Wenn aus **Serbien** schon wieder eine Cabinetskrise und damit eine neue Wendung in der Stellung der Kreise zu den Parteien als sehr bald bevorstehend signalisirt wird, so darf Einen das nicht Wunder nehmen, denn die kleinliche Eifersucht der Parteien, die persönlichen Intriguen der leitenden Männer

Feuilleton.

Der Liebe und des Glückes Wellen.

19] Roman von M. v. Eschen.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Ein paar Jahre sind vergangen. Hilde hat sich längst als echte Gutsfrau auf dem Erlenhofe eingelebt. Freilich hat sie die geliebte Kunst drangeben, manches andere dafür lernen müssen. Doch es ist ihr nicht schwer geworden, vielmehr haben der streng geschulte Verstand, die streng geübte Energie es ihr nur leichter gemacht, all die Aufgaben zu lösen, welche ihr nunmehr die Liebe gestellt. Schnell hat sie sich eingelebt in die Interessen ihres Gatten. Er nennt sie die einzige Frau, die ihn versteht; sie ist sein Rath, seine Hülfe bei allem, was er unternimmt; aber auch seiner Seele Sonne, seines Herzens Glück. Die kleinen Donachs aber, welche nachgerade das alte Herrenhaus lebendig machen, hängen an ihrer frischen, immer liebevoll für sie bereiten Mama, daß der Papa fast eifersüchtig werden könnte, freute er sich nicht zu sehr, daß die „kleinen Schlingels" damit erst recht beweisen, daß sie echte Donachs sind. Mit solcher Frau ist es Hilbert leicht, den Erlenhof als eine Musterwirthschaft zu halten weit und breit — möglich, jedem beizustehen mit Rath und That, allen ein Beispiel zu geben an tüchtigem Schaffen, häuslich-glücklichem Leben auf dem Lande, wie er die Aufgabe des modernen Grundherrn faßt.

An einem Eingreifen in die Politik hat sich der Baron, mit seinen Pflichten in privaten Kreisen zufrieden, noch nicht wieder betheiligt.

Ob man sich jedoch das bei einem Manne wie Hilbert von Donach gefallen lassen, ob er nicht doch einmal der guten Sache zuliebe einem ehrenvollen Rufe in die Oeffentlichkeit folgen wird, ist wohl nur eine Frage der Zeit.

Um die Leitung des Erlenhofes braucht er in solch einem Falle nicht zu sorgen. Unter seiner Leitung bildet sich dafür eine tüchtige Kraft heran. Otto Rettberg nämlich hat es durchgesetzt, mit Hilfe seiner Gönnerin Hilde und ihres Gatten, daß er kein Lieutenant zu werden braucht, sich zum Landwirth heranbilden darf. Das ist natürlich sehr gegen die Wünsche von Frau Ina gegangen. Aber, leider, der Geldpunct half diesmal bei der Entscheidung gegen sie.

Frau Ina hatte überhaupt kein Glück mit ihren Kindern, außer Bruno, an dem der mütterliche Stolz und die Familientraditionen der Rogge von Roggendorf zu ihrem Rechte gelangen. Dennoch, auch diese Freude ist nicht ungetrübt, denn er braucht entsetzlich viel Geld. Es wird ihm schließlich nichts anderes übrig bleiben, als sich zu mesalliiren, da es, um mit Frau Ina zu reden, ordentlich heimtückisch von dem Schicksal ist, wie heutiges Tages allein die gewöhnlichen Leute noch Geld haben, während die vornehmen Damen meistens blank sind.

Vielleicht ist aber, was Frau Ina eine Heimtücke des Schicksals nennt, nicht so böse gemeint, vielmehr eine weise Fügung der Natur, auf daß die Scheidewand falle, welche die Classen der Gesellschaft trennt, daß mit dem alten blauen und dem frisch kräftig rothen Blut auch die durch Generationen und Generationen erworbenen und geschulten Fähigkeiten sich ergänzend mischen, die Vortheile der erworbenen Cultur immer weiteren Kreisen gemeinsam zu Gute kommen.

Wenige Wochen nachdem der Präsident zurückgekehrt war, machte das schon länger bestehende Herzleiden seinem Leben ein Ende. Die letzte Bitte Ferdinand Rettberg's an seine Frau war, daß sie nunmehr mit gutem Herzen in die Verbindung von Gerda und dem Doctor Wilhelm Neuber einwilligen möchte.

Mit gutem Herzen die Heirath ihrer Tochter mit einem Gymnasiallehrer billigen: es war eigentlich eine Ironie. Trotzdem, zum ersten Mal, fügte sich Frau Ina dem Willen des Gatten, auch hier gaben der Geldpunct, die veränderten Verhältnisse und andere traurige Erfahrungen den Ausschlag. Es schien fast, als ob der Tod Revanche fordere für das, was man dem Lebenden gethan — was sein Ende vielleicht beschleunigt hatte.

Glücklicherweise besaß Gerda die ganze Elasticität solcher Naturkinder, wie sie trotz alledem und alledem eins geblieben war. Sie weinte ein paar Thränen, daß sie zum enfant terrible für Mama und Schwester Tilli und alle Rogge von Roggendorfs geworden war, freute sich aber im selben Augenblick unbändig, daß sie ihren herzlieben Wilhelm gefunden hatte, ließ sich durch nichts beirren in dem, was er als das Richtige für sie erklärte. Als dann später dieser seiner jungen Frau die ersten Karten zeigte und halb im Scherz, halb mit bedeutsamem Ernst meinte, daß nun über ihrem Namen jede Krone fehle — da lachte sie hell auf. Dann aber trat ein sinnend ernster, weicher Ausdruck in ihr liebes Gesicht, recht wie es sich für das Weib von Wilhelm Neuber schickte. Und ebenso flüsterte sie leise:

„Krone des Lebens, Glück ohne Rah,
Liebe, bist Du!

Gerda giebt sich redlich Mühe, ihrem Herrn und Meister Ehre zu machen; anmuthig und schmeichelnd spielt sie um ihn her, zärtlich sorgend sieht sie ihm jeden Wunsch an den Augen ab, daß er glücklich sei wie sie selbst. Natürlich verzieht der seine kleine Frau, die er eigentlich zu erziehen sich berufen fühlte, über die Maßen. So ist es denn gut, daß ihm die Pädagogik ins Blut übergegangen ist, und je nachdem sich auch das Erziehen in dem Verziehen mit eindegressen läßt. Daß er dem letztern nicht zu widerstehen, seiner eigentlichen Berufsthätigkeit also nicht ganz zu entsagen braucht, erhöht nur den Reiz seiner lieben Frau und das Familienglück.

Den andern Tag, nachdem die Katharine Elise gestorben, empfing Bent von Windig einen Brief: einen Wisch; schlechtes Papier, blasse, glänzende, wie mit Zucker getränkte Tinte; ein grauenhafter Stil, keine Grammatik, keine Orthographie — und doch, welch ein Schatz von Gemüth, von Liebe und Selbstvergessenheit in der elenden Form:

„Mein herzlieber Schatz!

So will ich dir noch einmal nehmen. Es geht schlecht mit mich, sie sagen, daß ich sterpen muß. Ich ergreife die Feder, um dich zu sagen, daß du ruhig sein kannst. Unser Geheimniß soll ruhen mit mich, in mein Grab. Sie haben mich arg zugesetzt wegen des Jost und seinen Schuß auf den Baron. Aber ich halte mein Wort. Lebe wohl ich kann nicht länger" — hier war ein großer Flecken, wahrscheinlich eine Thränenspur — „Mein lieber" — wieder war alles verwischt.

„Deine bis in den Tod getreue
Katharine Elise Walter."

Und Bent hätte doch kein Mensch sein müssen, wenn ihm das nicht zu Herzen gegangen wäre. Wirklich, seine Augen feuchteten sich über dem Wisch. — Bald aber empfand er es über sich kommen wie eine Erleichterung, zuletzt empfand er nur diese noch allein! Damit sagte er sich los einmal und für immer von jeder gemüthlichen Regung, aber auch jeder jugendlichen Lust, jeder gesunden Freude: allem, was den Menschen im Guten zu beglücken, im Bösen zu verderben vermag. Kalt wie Eis, unerschütterlich, einem Felsen gleich, sah er nur noch ein Ziel vor seinen Augen: Carrière!

Und obwohl nun, da die Katharine Elise gestorben, der Jost Bräutigam wahrscheinlich durch die Hilfe seiner Familie und irgend eine räthselhafte Unterstützung ausgebrochen war, diese Geschichte für Bent nicht zum Anlaß kam, ward ihm sein Amt hier, das heißt die Gegend, verleidet.

Die Wahl des Herrn Doctor Gustav Ködding war beanstandet worden von seinen politischen und persönlichen Gegnern. Und ob sich auch wieder hier keine directen Klagen oder faßlichen Beschwerden gegen den Einfluß oder die Einmischung des Herrn Landraths anstellen ließen, so ging doch manches darüber um, was die Dinge in einem unangenehmen Lichte erscheinen machte. Sogar die Excellenz von Meiering erklärte, der junge Mann habe sich ungeschickt benommen. Das aber hing allerdings mehr noch mit einem plötzlichen Wechsel in dem Ministerium zusammen, nach welchem der Wind in einer andern Richtung umgeschlagen hatte, als man für möglich gehalten. Da sich aber die Excellenz gleichzeitig erinnerte, daß die Ungeschicklichkeit seines Günstlings doch im Grunde nur ein Feuereifer in seinem Dienst gewesen war, daß solch ein Eifer eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft für einen Beamten sei, namentlich im Verein mit einem so feinen Kopf und außerdem immer glänzenden Leistungen, so legten sie höhern Orts ein gutes Wort für den jungen Mann ein. Bent wurde auf sein Nachsuchen an die entgegengesetzte Grenze des Reiches versetzt.

Meilenweite Entfernung lag nun zwischen ihm und seiner Braut.

Es war ihm wirklich immer ungemüthlicher in der Nähe von Tilli Rettberg geworden. Es ist ja eine bekannte Sache: was auch ein Mann sich selbst verzeiht, duldet er am wenigsten bei seiner Frau; und die Eigenschaften, die am wenigsten sein eigen, verlangt er meistens von derjenigen, die ihm, nach Gott, von Rechts wegen gehören soll. — Der Präsident war gestorben; er konnte ihm nicht länger nützlich sein und auch nicht schaden — was übrigens dessen Charakter doch ausgeschlossen hätte. Auch Tilli's Oheim in dem Ministerium hatte infolge jenes eben erwähnten Wechsels seine Entlassung genommen: Summa summarum, der Werth, den Fräulein Tilli in seinen Augen besessen, war hin. Denn daß sie selbst, wie selten eine Frau, geeignet war, dem Gatten bei der Carrière zu helfen, kam jetzt bei Bent nicht mehr in Betracht. Er meinte sogar, für den Augenblick käme er allein noch besser fort. Die Gesellschaft ist immer lieber bereit, einen unverheiratheten Mann unter ihre schützenden Flügel zu nehmen. — Und dann, wer konnte denn wissen, ob ihm sein Geschick nicht einmal wieder im entscheidenden Moment zum Chef einen Vater mit einer allerliebsten heirathsfähigen Tochter bescherte.

So gab Bent von Windig ihr Wort an Tilli Rettberg zurück mit dem nichtigen Grunde, daß er ihr unmöglich zumuthen könne, ihre sonnige Heimath im Westen mit dem kalten rauhen Nordosten zu vertauschen.

Die Präsidentin nannte ihn einen Nichtswürdigen; Tilli blieb still. Sie war viel zu stolz; es durfte niemand wissen, was sie litt. Vielleicht dachte sie auch, daß Herr von Windig